

Kriegsmetallsammlung auf dem Lande.

Von Marianne Schmitz v. Rechtenstamm.

Breit steht das alte Herrenhaus vor walddunklen Bergen, den Fuß in lichtgemähtem Wiesenboden. Der Bach rauscht und die Musik des Hofes, ein sanftes, tagelang ausgesponnenes Pastorale, dringt durch die offenen Fenster mit den hauchigen, goldgezierten Eisenkörben. Mittagsglut weht um duftende Heuberge. Alles wie einst, als sie noch da waren, die Kämpfenden, die Gefangenen, die Verschollenen, die Toten. Auf dem sonnigen Plaze vor der Scheune flimmert's und stirt's. Ein süßes Rotlicht, wie es nur von einem Gebilde unseres Planeten ausgeht, will zum Abschied das Haus grüßen, wo es für jahhundertelangen Dienst in Ehren blank und rein gehalten wurde: Kupfermodeln, -pfannen, -reinen -eimer und -wandeln. Die Hausfrau zählt und streicht dabei lieblosend über das Geräte, fast so wie sie über die blonden und braunen Köpfe gestrichen, die vor zwei Jahren nun, das jüngste Haupt vor sechzehn Monden, hinausgezogen. Sie gab sie hin, die Jünglinge und Knaben. Sie gehörten ihr. Stoff von ihrem Stoffe. Diesem Kupferschatz gegenüber hat sie sich eigentlich immer nur als Verwahrerin geübt. Die Urgroßmutter hat mit vielem andern dieses gehämmerte Wasserfass mitgebracht, als hochgetürmt die Aussteuer im Wagen, oben die geschmückte Wiege, angeknarrt kam. Großmutter hat die geschwungenen Melonenformen beige stellt, Mutter die kunstvollen Sulzmodeln. Nun waren die schönen Dinge wohl zumeist Bierat in der gewölbten Küche. Auf der breiten Anricht stehen Emailhäserl und -töpfe, blau und braun in den Beschädigungen, die diese minder edlen Abkömmlinge aus Feuerzglut und Sturz auf die Minkerplatten allzu leicht davontragen. Ein grauer Mörser „Pro patria 1914—1916“ beschrieben, steht am Sims. Sein Borgänger, der wie das Schneebecken goldigen Schimmer aus heimlichem Küchendunkel aufleuchten ließ, wird eben im Korb hinausgetragen mit Bügeleisen und schwerfälligen Messingleuchtern. Sie könnten erzählen, die Leuchter. Von apfelwangigen Kindern, denen der Sandmann die Augen schließen ließ, von der Stube, wo in bösen und guten Tagen des Vaterlandes und des Hauses Männer und Frauen in Treuen ein deutsches Eheleben geführt, von brechenden Augen und wachsweißen Händen zum letztenmal in schwarzer Lade gefaltet. — Die Hausfrau geht zum „Moar“ und mit ihm um das langgestreckte Stallgebäude zum Waschhaus. Eine kräftig gezimmerte Tür, rotweiß in den Farben des Kronlandes die Balken gestrichen, öffnet sich dem Eintritt, zwei Stufen nach abwärts. Auch hier Kreuzgewölbe, am Boden schwere, widerwillig sich aneinanderpassende Granitplatten. Ein Kessel rechts, geräumig, den jetzigen Haushalt ausgiebig versehend, ein doppelt so großer links, in längst erkaltetem, nimmer benütztem Herde. Schwer hebt sich der Lärchendeckel von dem Mund, das die Augen prüfend durchschweifen. Zögernd tritt der alte Mann mit dem Stiemmeisen heran, knirschend entläßt das Mauerwerk den Riesen, den es, wer weiß wie lange, umfaßt hält. Leichter folgt der jüngere Genosß dem Gebot. Mit drei Tagen hängt er in dem Herde von Beton. Sein Rußbelag ist frisch, flockig. Der Ahnenkessel ist harzig umwoben von teerig duftenden schwarzen Massen, die schwer dem Scheuern weichen; 1768 ließ man auf seiner breiten Hüfte.

Der Juliabend kommt in rosafarbigem Schleierstreifen zur Erde, als ob er nichts von Kriegselend und Menschenpein wissen wollte; der einzige, der noch Mut hat, solche Freudenfarbe zu tragen. Da tönen schwere Hammerschläge in das Gute Nacht-Schwirren und -Schnäbeln der Schwalben. Die Eisenbestandteile werden von dem Küchengerät entfernt. Der greise Moar haut zu, die Enkelkinder halten das Metall. „O mein Gott, schad', schad'!“ tönt es im Chor. „Was möcht' die Kossinatant sagen!“ Doch die Hausfrau hat's überwunden: „Nur zu, Leuteln! Wir müssen ans Heut und nicht ans Gestern denken. Ihr arbeitet fürs Vaterland und die Zukunft!“

Das ist ein Drängen am Morgen auf dem kleinen Landbahnhofs. Sie kommen von den Bergen, aus allen Tälern, mit Kragen, Radlböcken, Körben und Bündeln. Ein Gastwirt aus dem Winkel, wo der Bach aus dem Gefelle bricht und der Wanderer mit bescheidenster Bewirtung gern vorlieb nimmt, tritt an mit losem Sack, in dem es klappernd aneinanderschlägt. „Ja, was hast denn da für an Lärm eingfangt, Moos-Franz!“ „Zinndeckel. Zinndeckel von all meine Seidl und Mosttrügl. Zinn! Ah dö's is was Guats, wenn mer's hat!“ Die alte Seph, die schon seit Jahren unbehelligt einen männlichen Berufszweig ausübt und auf dem Bahnhof den Träger macht, ist da. Sie trägt heute nicht den viel geflickten Rock von unbestimmbarer Farbe und die alte fruchtsige Felltasche; sie ist schwarz gekleidet, hat einen Zanker, dessen Schinkenärmel bald wieder zum zehntenmal modern sein werden, und das schwarze, starreidene Kopftuch, das bis in neuere Zeit jede Oberösterreicherin am Festtage begleitet und in seinen wehenden Flügeln die jungen so unwiderstehlich, die alten so würdig machte. Die Seph trägt ihr eigenes Kessle im Tuch und am Karren das mächtige Waschgefäß vom Mitterhuber, das in seinem strotzenden Rußbelag sich jede Annäherung stolz vom Leibe zu halten weiß. Die Müllerin steigt vom beschränkten Wägelchen und sorgt liebevoll für den alten, von Bremsen gequälten Bräuml. Mit unförmlichen braunen Sackleinwandpaketen wird jetzt ein ungeheures Rund abgeladen: der alte Kessel vom Herrenhaus. Alles drängt herzu: „Dö's is an Endstrum, der wird was einbringen. Aber schad'! schad'! So was wird nimmer kommen!“ Wie tiefer Glockenton schlägt es an, als man den Patriarchen

Beweis, daß eben auch der Approvisionierungsausschuß an seinen Konsumenten absolut nicht zu verdienen trachtet, sondern ihnen die Waren so abgibt, wie er sie selbst erstanden hat.